



# DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: „DÜSSELDORFER JONGES“  
SCHRIFTLÉITUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF  
XII. JAHRGANG — 1943 JAN.—FEBR.—MÄRZ HEFT NR. 1



Das alte Düsseldorf  
nach einem Gemälde von Cornelius Wagner

## Wintertage am Niederrhein

In jedem Herbst, wenn bunter, ständig bunter die Grafenberger Höhen sich färben, und der schlafmüde Tag merkbar früher der Dämmerung die Hände reicht, dann erscheinen auch die ersten weißen Flieger wieder im Weichbilde von Düsseldorf. Das sind die Wochen, wo durch die unwahrscheinlich stille Luft die Schwalben, die Rotschwänze, die Kiebitze gen Süden reisen, wo mählich in den Urdenbacher Kämpen die allerletzten Herbstzeitlosen lila-blaß verblühen, und eine ganze Weile vor Schluß der täglichen Werkarbeit auf dem Strom die Schlepper anhalten, rasselnd ihre Ankerketten in die Tiefe schicken und eher denn in den vergangenen Sommertagen Feierabend machen. Das sind die Wochen mit den länger werdenden Tagen, da ringsum aus dem stillen Lande bis weit in den Norden hinauf die Lachmöwen südwestwärts wandern und in jährlich größer werdenden Scharen auch hier bei uns sich einfinden. Denn Wandern und Reisen, das ist ihr Begehrt. Längst liegt die Zeit zurück, wo sie zu vielen, vielen Tieren vereint, irgendwo in dünner besiedelten Gegenden zu Hauf brüteten, wo sie mit brauner Kappe, kreppten Füßen und Schnäbeln geziert, Felder, Fluß- und Seeufer nach allerlei Freßbarem, gravitatisch dahinschreitend absuchten. Ihre Heimat ist das Festland, und das Meer sieht sie höchstens an seinen Randgebieten. Wenn Kuckuck und Pirol aus dem heimischen Sommerwald verschwinden, wenn der Mauersegler zur gleichen Zeit nicht mehr sirrend mit hellem Schrei an heißen Augustabenden um den alten Schloßurm und die hochgiebeligen Häuser jagt, dann verläßt auch sie die Stätte, da sie geboren, da sie selbst ihre Brut hochbrachte. Rein weiß erscheint ihr Gefieder, die Jungen haben das Graurötlichbraune noch nicht verloren. Wie weiße Tupfen sehen zum Ausgang des September die Kribbenköpfe aus. Denn die ersten Trupps sind da. Weithin hört man ihr Krächzen, wie sie dort spielerisch, gleich hellen Papierschnitzeln in der seidigen Bläue eines niederrheinischen herbstlichen Sonnennachmittags auf und niedertanzen. Aber immer neue Gruppen stoßen hinzu. Wenn der Nebel seine grauen Tücher

um die kahlen Pappeln und Weiden in der Büdericher Gemarkung schlägt, dann sind es schon große Scharen. Wenn gleich den Glühwürmchen am Martinsabend Kinderhände bunte Fackeln durch die Gassen, über die Plätze tragen, dann sind es ungezählte Hunderte von Möwen, die sich, der Stadt langsam nähernd, hier vereinen. In berückend schönen Gleitflügen streichen sie um das Filigran der Skagerrakbrücke, sitzen längs den Kaimauern am Hafen und dehnen dann ihre Züge bis zur Königsallee, bis zum Hofgarten aus. Und das wird immer mehr! Früher war solch eine Lachmöve in der Stadt eine sehr seltene Erscheinung, abgesehen von dem kalten Winter 1928/29. Seit einigen Jahren aber ist solch ein Anblick gar nichts Besonderes mehr. Mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre dies seit Generationen nicht anders gewesen, spazieren sie unter den alten und den jungen Ulmen, Kastanien und Linden auf der Königsallee, stehen gemächlich auf dem zugefrorenen Stadtgraben oder schwimmen bei mildem Wetter, und das ist ja meist bei uns der Fall, auf der glitzernen Fläche herum, fliegen leichtflügelig und elegant an den Häuserfronten entlang, wenn aus den geöffneten Fenstern freigebig Liebesgaben für sie herausgeworfen werden, die sie mühelos im Fluge auffangen und in den ewig hungrigen Magen bugsieren. Sie kennen sogar ihre „Kundschaft“ und haben ihre festen Reviere. Am Grünen Jung und dann an der Landskrone die gleichen Bilder. Die weißen und die schwarzen Schwäne, die Höckergänse und die Türkenenten werden sich sicherlich im Anfang arg gewundert haben, wie fremdes Geflügel die für sie bestimmten Brotreste hurtig wegfraß, und auch der gute Geflügelvater Weyergraf wird heuer manche Sorgen haben, seine rechtmäßigen Pflegebefohlenen gesund durch den Winter zu kriegen.

Auch im Zoo sind in diesem Winter die freifliegenden Möwen zahlreich vertreten. In den letzten Jahren waren es nur drei bis vier. Aber seit einigen Wochen kommen sie auch hier jeden Morgen in Schwärmen an, garnieren artig den ungefügen Betonkranz der Leuchfontäne, untersuchen gründlichst die Futter-

tröge der heimischen und exotischen Enten, Gänse und Schwäne, Flamingos und Kraniche, suchen sich mit ihren gefangenen Genossen im großen Sumpfvogelflugkäfig anzubiedern, und nicht lange mehr wird es dauern, und Mondens Schäng, der die Seelöwen und Seehunde betreut, muß arg aufpassen, daß die für diese Wassersäuger bestimmten Futterfische auch ganz bestimmt in die richtigen Mäuler kommen.

Es gefällt diesen weißen Fliegern schon gut hier in unserer Stadt, wo sie von unendlich vielen Düsseldorfern täglich geätzt werden, und wo ein jeder gut aufpaßt, daß „seinen“ Möwen auch kein Leid geschieht. Und wenn man diese Möwen beringen oder sie durch bunte Farbklexe auf den Flügeln sichtbar kennzeichnen würde, sie könnten den ganzen Winter über aus den übrigen hier vertretenen Schar unschwer herausgefunden werden. Zoologen taten das in Berlin, schickten die also gekennzeichneten Tiere sofort in die Lachmöwenwinterfrische erster Klasse nach Zürich und siehe da: einer dieser gekennzeichneten Vögel flog sogleich wieder zur Reichshauptstadt und dann zum angestammten Futterplatz zurück.

Lachmöwen sind heute Trumpf, und unter den schneeigen Scharen verschwinden all die Stockenten, die sich wie stets Düsseldorf zur Winterfrische erkoren, verschwinden die „Duckentchen“, die niedlichen Zwergtaucher, die, hat man das Glück, nicht nur in den Bühnen, sondern auch in den Hofgartengewässern sehen kann. Allerorts dazwischen unsere grünfüßigen Teichhühnchen, die aus dem einst versumpften Düsselthal zum Zoo und dann zum Hofgarten wanderten, wo sie gleichfalls von auswärts Zuzug erhalten. Hin und wieder, doch nicht eben häufig, reist das Bläßhuhn hier durch. Auch mit diesen Wasserhühnern machten die Berliner ihre Versuche. Sie ließen sich

eine Schar aus Zürich kommen, beringten sie, fütterten sie einschmeichelnd gut, aber trotz aller Bestechungsversuche waren sie, obgleich diese Tierchen nur in der dunklen Nacht reisen, nach einigen Tagen rätselhafterweise wieder gesund und munter drunten auf ihrem Schweizer See.

Allerorts da draußen am Kittel-, am Schwarz- und am Eselsbach andere, aber heimlich tuendere Wintergäste, Finken, Ammern, Amseln, Rotkehlchen, Kleiber, Grünspechte, die, langsam mit stärker werdendem Winter aus dem Lande zusammenkommend, sich den Großstädten und seinen sie beschützenden und sie versorgenden Bewohnern nähern. Fremdlinge hin und wieder dabei: possierliche Schwanzmeisen, klobige Bergfinken und vielleicht auch einige Dompfaffen, die urplötzlich im Wildpark erscheinen, die, wie das vor Jahren mal bei den nordischen Seidenschwänzen der Fall war, einige Tage bleiben und oft noch in der gleichen Woche wieder mit unbekanntem Ziel verschwinden.

Doch über allem in der winterlichen Halbmillionenstadt Lachmöwen ohne Zahl das Bild beherrschend! Sie erobern sich unser Düsseldorf! Zutunlich, neugierig, immer munter, so grüßen sie uns am Wege, auf den Straßen, auf den Plätzen und ziehen mit leichtem Flügelschlag hell rufend über uns hoch dahin. Vom zeitigen Morgen bis tief in den Nachmittag hinein, wo rosenrot im letzten Sonnenstrahl die hohen Türme rings erglänzen, sind sie unter uns. Dann verhängt mit schwärzlichblauem Samt die Nacht den Zauber, und abseits der großen Straßen lassen die weißen Flieger längs des Stromes von seinen glucksenden, murmelnden, ewig geschwätzigen und hüpfenden Wellen und Wellchen sich zu neuem Tun am neuen Tage das Schlaflied singen.

# Partisanen-Unwesen am Niederrhein zur Zeit des Kurfürsten Johann Wilhelm

Im Herbst des Jahres 1689 hielt sich die Lieblingsschwester Maria Anna des Kurfürsten Johann Wilhelm einige Monate in ihrer Geburtsstadt Düsseldorf auf, um von hier aus, nachdem sie im August in Neuburg an der Donau durch Prokurationstrauung mit König Karl II. von Spanien vermählt worden war, nach Spanien zu reisen. Widrige Umstände, vor allem die durch die Kriegslage hervorgerufenen — der orléans-pfälzische Krieg bedrohte auch die niederrheinischen Gebiete —, verzögerten die Abreise der jungen Königin, deren Wahl zur Gemahlin des kinderlosen letzten Habsburgers der spanischen Politik Ludwigs XIV. einen schweren Schlag versetzt hatte.

Königin Maria Anna weilte erst drei Tage auf dem Düsseldorfer Schloß, als am 22. September um 10 Uhr abends, kurz bevor sie sich nach einer musikalischen Soirée in ihr Schlafgemach begeben wollte, ein gewaltiger Tumult in den Räumen und Gängen des Schlosses laut wurde, Rennen, Rufen, Poltern, Geschrei —! Was war geschehen? Schreckensbleich stürzten die Hofdamen und Lakaien herein und berichteten: Man hatte hinter einer Tapete, einem Gobelin, im Vorzimmer der Königin, zwei Männer entdeckt, die sich der Person der Königin hatten bemächtigen, sie entführen, sie, wenn nötig, auch hätten töten wollen. In dem Handgemenge, das sich entwickelte, konnte an ihren Rufen festgestellt werden, daß es Franzosen waren, doch war es beiden gelungen, zu entkommen, ehe die Schweizergarde des Schlosses alarmiert werden konnte und zur Stelle war.

Man glaube nicht, daß es sich hier um eine abenteuerliche Geschichte handele, daß es gewöhnliche Spitzbuben, Diebe, Räuber oder auch gar Mörder waren, die aus eigenem Antrieb einen Raubüberfall machen wollten, nein, es war ohne weiteres allen, die die Verhältnisse und die Skrupellosigkeit der französischen Politik kannten, klar, daß es sich um Beauftragte der französischen Regierung handelte, um Genossen des berüchtigten Partisans Lacroix,

Dieser Parteigänger Lacroix war der verwegenste von all den wilden Abenteurern dieser Zeit, die vor keiner ihnen von Paris-Versailles gestellten Aufgabe zurückschreckten, sie nach eigenem Gutdünken und mit den ihnen geeignet erscheinenden Mitteln lösten, auch mit den verwerflichsten. Außer gewaltigen Unternehmungen gegen hochgestellte, politisch einflußreiche Persönlichkeiten mit dem Endzweck, sich ihrer körperlich zu bemächtigen oder sie zu beseitigen — also „Attentate“ auszuführen — griffen sie auch selbständig innerhalb eines weit gesteckten politischen Rahmens in die kriegerischen Ereignisse ein, führten einen den Gegner zermürbenden Kleinkrieg, überfielen nicht nur Dörfer, sondern auch größere Städte, raubten und plünderten nicht nur für sich selbst, um den Gewinn in die eigene Tasche zu stecken, sondern auch um die Kriegskassen des Gegners zu Gunsten ihrer Auftraggeber, der französischen Partei, in ihren Besitz zu bringen und an diese abzuliefern. Die Führer dieser Freikompanien dürfen beileibe nicht mit neuzeitlichen Freikorpsführern verglichen werden, etwa mit Lützow oder Schill — sie waren in erster Linie Räuber aus Leidenschaft, ihre Truppen militärisch organisierte, kriegsministeriell konzessionierte Räuberbanden. Der berühmteste und verhaßteste Partisan um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts war der genannte Lacroix die Kriegsgeißel des Niederrheins.

Er befand sich in direkter ständiger Verbindung mit den französischen Kriegsministern Louvois und Chamillard und empfing außer von diesen seine Weisungen durch Generale des französischen Heeres. So konnte er sich beispielsweise rühmen, daß Marschall Boufflers ihm im orléans-pfälzischen Kriege das von holländischen, brandenburgischen und kurpfälzischen Gebietsteilen umgrenzte spanische Gelderland als Operationsgebiet zugewiesen habe. Natürlich beschränkte er sich nicht auf diesen kleinen Raum, sondern brandschatzte das ganze linksrheinische Gebiet von Bonn bis Jülich, bis Lüttich, bis Aachen und

fiel auch gelegentlich in das rechtsrheinische, Bergische Land ein. Bei größeren Gefahren zog er sich immer wieder auf seinen Stützpunkt Vianden zurück. Die Zahl seiner Truppen betrug zeitweilig viele tausend Köpfe, Infanterie und Kavallerie, und war reichlich mit Geschützen versehen. So war die „Lacroix-Bagasch“, wie die gequälten Bewohner dieser Gegenden sie nannten, ein beachtlicher militärischer Faktor für die offiziell kriegführenden Mächte geworden. Was Lacroix persönlich angeht, so muß man ihm zuerkennen, daß er nicht, wie etwa der in der gleichen Gegend bekannte frühere Parteigänger Schenck von Nideggen, gegen höhere Bezahlung bald für diese, bald für jene Partei tätig war, sondern er verfocht unentwegt die Interessen der Krone Frankreichs.

Sowohl im pfälzischen wie im spanischen Erbfolgekrieg leisteten die Leute des Lacroix der französischen Politik wertvolle Dienste. Scheuten sich doch diese Verwegenen nicht, Überfälle auf eine Stadt wie Aachen auszuüben, wo sie beispielsweise 1695 einen brandenburgischen Kriegszahlmeister aufhoben und ihm 25 000 Livres Heeresgelder abnahmen, die in Ludwigs XIV. Kriegskasse flossen. Nicht grundlos hat die allerchristlichste Majestät dem Partisan Lacroix nach dem Rijswijker Friedensschluß ein Gnadengehalt von 3000 Livres ausgesetzt und sich seiner guten Freundschaft versichert für spätere Fälle, wie sie dann auch der spanische Erbfolgekrieg reichlich bot.

Denn als Karl II. von Spanien ohne männliche Erben gestorben war — jene zweite Gemahlin Maria Anna, gegen die das eingangs erwähnte Attentat im Düsseldorfer Schloß 1689 geplant war, hatte ihm auch keinen Erben geschenkt —, entflammte der Krieg um die spanische Erbfolge, der erste große Weltkrieg der neueren Geschichte, der Krieg zwischen Habsburg und Bourbon, der Krieg um das „europäische Gleichgewicht“, einen Begriff, der damals zuerst auftauchte. Der für Frankreich gefährlichste Prätendent auf die spanische Königskrone war Erzherzog Karl von Österreich, der Sohn Kaiser Leopolds I., Neffe des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz und seiner Schwester, jener nunmehr verwitweten Königin Maria Anna. Karl zog 1703 nach Spanien, um sich seinen Thron zu erkämpfen, und führte damals schon etwas voreilig den Titel „König Karl III. von Spanien“, was er übrigens nie geworden ist, da er 1711 den deut-

sehen Kaiserthron als Karl VI. bestieg. Auf dieser Reise nach Spanien war er dauernd von französischen Attentaten bedroht, und es wäre seltsam gewesen, wenn nicht auch Lacroix von Paris aus den „ehrvollen“ Auftrag erhalten hätte, sich seiner zu bemächtigen.

Lacroix' Plan war teuflisch. Er ging dahin, den jungen Kronprätendenten mitsamt seinem Onkel Johann Wilhelm auf dem Rhein vor Düsseldorf in die Luft zu sprengen, wenn sie auf der kurfürstlichen Lustjacht dort eine Rheinfahrt machten, was ja natürlich zu erwarten war; denn die kurzen Herbsttage, in denen Karl III. im Düsseldorfer Schloß als Gast seines Onkels weilte, waren mit rauschenden Festen ausgefüllt. Lacroix hatte schon vorher versucht, mit seinen durch die französische Regierung verstärkten Freischärlern einen Überfall auf ihn zu machen, aber er mußte selbst nach Paris berichten, „daß es schwer sei, an den gut bewachten Erzherzog heranzukommen“. Und so wolle er denn, berichtete er nach Paris, ein mit 3 bis 4 Tonnen Pulver beladenes Boot an die erzherzogliche Jacht heranbringen, um beide Fahrzeuge in die Luft zu sprengen. Das scheint man aber in Paris doch wohl nicht genehmigt zu haben, obwohl Lacroix über einen Spezialisten in Schiffssprengungen in der Person des Leutnants Jaqué verfügte, der sich selbst erboten hatte, mit vier Mann Sprengungen von Schiffen zu übernehmen, obwohl er wisse, daß er selbst mit den vier Kerlen dabei in die Luft fliegen könne. Übrigens war vielleicht gerade dieser Jaqué der Mann, dem Karl III. es zu verdanken hatte, daß das gegen ihn geplante Attentat auf dem Rhein zu Düsseldorf nicht zur Ausführung kam, wie Jaqué ein Jahr später sicher dem Herzog Christian August von Sachsen-Zeitz in Köln das Leben oder doch die Freiheit rettete, indem er ihm das auf ihn beabsichtigte Attentat verriet, wovon später die Rede sein soll. Jedenfalls gelang es nicht, sich König Karls III. zu bemächtigen, er setzte seine Reise von Düsseldorf aus nach Spanien fort und kämpfte um seinen Thron bis zur Erwählung zum deutschen Kaiser.

Weit näher der Völlendung gekommen sind die Attentate auf Christian August, Herzog von Sachsen-Zeitz, Bischof von Raab, den Beauftragten des Kaisers Leopold in Köln und nahen Freund des Kurfürsten Johann Wilhelm von Düsseldorf. Es war eine ganze Reihe von Attentatsversuchen, die gegen diese beiden verhaßten Gegner Ludwigs XIV. und seiner

politischen Absichten auf den deutschen Westen unternommen wurden.

Herzog Christian August hatte zunächst den kaiserlichen Auftrag erhalten, den Kölner Kurfürsten Josef Clemens aus seiner politischen Verstrickung mit Frankreich zu lösen. Daß dies nicht gelang, daß über ihn und seinen Bruder Max Emanuel später sogar die Reichsacht ausgesprochen wurde, daß Josef Clemens mitsamt seinem Kanzler aus seinem Kurfürstentum flüchten mußte — übrigens unter Lacroix' Bedeckung —, daß er erst nach Beendigung des Krieges wieder nach Köln zurückkehren konnte, ist aus der Geschichte bekannt und sei hier nur beiläufig erwähnt, um die Rolle Christian Augusts zu schildern, die ihm den unerbittlichen Haß der französischen Politiker zuzog, als deren Werkzeug dann Lacroix auf den Plan trat. Die Gefangennahme oder Vernichtung dieser beiden erklärten Feinde Frankreichs war das Ziel mehrerer Attentatspläne des Lacroix.

Ohne auf Einzelheiten, die urkundlich belegt sind, einzugehen und ohne die einzelnen Attentate gegen Christian August zu schildern, sei nur das gefährlichste, fast geglückte Unternehmen gegen ihn kurz dargestellt.

Schon im November 1701 berichtete Christian August nach Wien, daß der aus dem letzten Kriege so bekannte Parteigänger Lacroix in Bonn Konferenzen mit dem Kurfürsten Josef Clemens und dessen Kanzler Karg gehabt habe, die offenbar einen Anschlag gegen seine Person zum Gegenstand gehabt hätten. Er dachte infolge dieser Bedrohung eine Zeitlang daran, sich nach Düsseldorf zu begeben und dort bei seinem Freund Johann Wilhelm Schutz zu suchen. Bei seinen mehrmaligen Reisen zwischen beiden Städten wäre er zweimal fast den Leuten Lacroix' in die Hände gefallen, die ihm auf dem rechten Rheinufer aufgelauert hatten, aber von einem Angriff hatten absehen müssen, weil die Begleitmannschaft des Bischofs zu stark war. Aber selbst innerhalb der Mauern Kölns war er seines Lebens nicht mehr sicher, denn mehrfach waren auch hier schon Überfälle versucht worden, so daß Christian August nur mehr unter starker Bedeckung das Haus und die Stadt verlassen konnte. Unterdessen führte Lacroix auch auf dem rechten Rheinufer einen Kleinkrieg, fing einmal 15 Soldaten Johann Wilhelms ab, doch seine Tätigkeit konnte nicht verhindern, daß Christian August nach der Flucht von Josef Clemens die Interimsregie-

rung des Kurstaates Köln übernahm. Die französischen Politiker und Generäle schäumten vor Wut. Lacroix war entschlossen, mit den stärksten Mitteln den Gegner in seine Gewalt zu bekommen, ja, ihn zu töten, wenn seiner Gefangennahme Schwierigkeiten entgegenträten.

Aber auch den Kurfürsten Johann Wilhelm ließ er nicht aus den Augen und trug sich mit den verwegenen Plänen, ihn sogar auf dem Düsseldorfer Schloß zu überfallen. Auch den Kleinkrieg vernachlässigte er nicht, überfiel er doch in Worringen brandenburgische Dragoner, die er fast alle, 200 Mann, niedergemacht und deren gesamte Bagage mit 60 Pferden erbeutet haben soll. Andere Überfälle auf kleine Städte, z. B. Jülich, Zons usw. folgten.

Endlich im Juni 1704 schien Lacroix die Zeit gekommen, den Anschlag gegen Christian August auszuführen, und zwar nach eingehender Besprechung mit Marschall Villeroy in Luxembourg. Villeroy verbot zwar ausdrücklich, den Herzog zu töten, aber Lacroix gab ebenso ausdrücklich seinem mit der Durchführung des Auftrages betrauten Offizier die Weisung, den Herzog zu töten, wenn er ihn nicht lebend gefangen nehmen könne. Aber gerade dieser Leutnant Jaqué war es, dem Christian August sein Leben zu verdanken hatte.

Über dieses Attentat gibt es eine ganze Anzahl von zeitgenössischen Berichten, was nicht verwunderlich ist bei dem ungeheuren Aufsehen und der gewaltigen Entrüstung, die es nicht nur in den Rheingegenden, sondern im ganzen Reich und über dessen Grenzen hinaus erweckte. Diese Berichte stimmen in vielen Einzelheiten nicht überein, so z. B. in der Zeitangabe, in der Nennung von Personennamen und anderen Dingen, in allem Wesentlichen jedoch vermitteln sie eine durchaus zuverlässige Kenntnis über die tatsächlichen Vorgänge. Die nachstehende kurze Darstellung gründet sich in der Hauptsache auf einen Bericht des preußischen Kriegsrats von Happe an seinen König, auf die Angaben des *Theatrum Europaeum* und auf Urkundenmaterial im Kölner Stadtarchiv, das von Wilhelm Beemelmans in den *Annalen des Niederrheins* veröffentlicht worden ist. Danach war der Vorgang kurz zusammengefaßt folgender: Jaqué hatte den Auftrag zur Ausführung des Attentats persönlich von Villeroy erhalten, der ihm für den Fall des Gelingens eine hohe Pension und die Ernennung zum Obrist-Leutnant versprochen



Kurfürst Johann Wilhelm und Anna Maria Louise auf einem Maskenfest im Düsseldorfer Schloß  
nach dem Gemälde von Jan Frans van Douven im Palazzo Pitti in Florenz

hatte. Darauf sammelte Jaqué heimlich eine Bande von mehreren Soldaten, die unter der Führung zweier Offiziere, Du Vaux und Philippart, standen, in Köln und bestimmte den 13. Juni 1704 zum Überfall auf Christian August, wenn dieser, wie er es Freitags regelmäßig tat, zu einem Kloster führe, in dem er seine Andacht verrichten wolle. Die Soldaten waren teilweise als Bettler verkleidet, teils als Bettelstudenten, teils waren sie in irgendwelche unauffällige Verkleidungen gesteckt, jedenfalls aber alle mit Pistolen und Dolchen ausgerüstet. Die Dienerschaft des Bischofs sollte ermordet werden, der Bischof selbst in seinem eigenen Wagen durch einen in seine Livrée gekleideten Attentäter aus der Stadt gefahren und den außerhalb in einem Gehölz verborgenen Reitern übergeben werden, um nach Vianden oder Luxemburg entführt zu werden.

Diesen Plan bis in alle Einzelheiten meldete Leutnant Jaqué am 11. Juni dem Herzog selbst, der ihn in Gegenwart seiner Offiziere anhörte. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni wurden die in Köln versteckten Franzosen plötzlich festgenommen, ebenso ihre deutschen Mitwisser. Schon am 14. Juni wurden die Leute des Lacroix auf dem Neumarkt in Köln hingerichtet, die beiden Leutnants wurden gehängt, die Soldaten fusiliert.

Was Jaqué bewogen hat, den Plan zu verraten, ist nicht festzustellen. Christian August gab ihm auf Lebenszeit eine Pension von tausend rheinischen Gulden und trat dafür ein, daß Jaqué in kaiserliche Kriegsdienste übernommen würde.

Jaqué hatte außerdem angegeben, daß er im Auftrage von Lacroix zweimal längere Zeit am Rhein gegenüber Düsseldorf auf Beobachtung gelegen habe, um eine Gelegenheit zu finden, den Kurfürsten Johann Wilhelm gefangen zu nehmen, was aber wegen der Bewachung des Schlosses und des Flusses zunächst nicht auszuführen gewesen sei. Der Plan sei der gewesen, daß hundert Mann zu Schiff bei der Kanzlei in Düsseldorf hätten landen und durch ein nach dem Rhein zu liegendes Fenster in die Kanzlei hätten klettern sollen. Man wollte dann die in den Schloßhof führenden Treppen besetzen, die Wachen ermorden, sich der Person des Kurfürsten bemächtigen und ihn nach Luxemburg entführen. Lediglich der Umstand, daß sich Johann Wilhelm im Anfang des Jahres 1704 im Auftrag der See-

mächte, Englands und Hollands, nach Wien begeben hatte, um dort Kaiser Leopold zu energischerem Handeln zu veranlassen, und daß er von dort erst im Herbst zurückkehrte, war der Hauptgrund, weshalb das Attentat schließlich überhaupt nicht ausgeführt wurde.

Inzwischen war auch ein Anschlag auf Freiheit und Leben des in Mülheim am Rhein wohnenden Kurpfälzischen Rates und Erbpostmeisters Heinrich von Aussem, der sich großer Zuneigung seitens des Kurfürsten Johann Wilhelm erfreute, erwogen worden, aber nicht zur Ausführung gekommen. Von Aussem hatte sich die Rache des Lacroix wohl dadurch zugezogen, daß er einen von Lacroix bestochenen pfälzischen Postreiter kaltgestellt hatte.

Nach dem Mißlingen des großen Anschlages auf Christian August gab Lacroix seine Pläne gegen diesen und gegen Johann Wilhelm nicht auf, sondern verfolgte sie mit aller Energie weiter. Nunmehr sollte eine ganze Anzahl von Personen gefangengenommen werden, außer Johann Wilhelm und Christian August, der General von Bernsau, der Graf von Königsegg, die Barone Scharffenberg und Wachtendonk sowie der kölnische Offizial Bequers. Dieser ganze Anschlag sollte am 24. Oktober 1704 ausgeführt werden, wenn sich die Gesellschaft auf der Jagd im Bensberger Walde befand. Es waren die weitestgehenden Vorkehrungen getroffen, die Gefangenen auf bereitliegende Schiffe zu bringen und so zu entführen. Auch dieser Plan wurde verraten, und zwar durch einen ehemals kurpfälzischen Kapitän Weltzer.

Nach diesem erneuten Mißlingen scheint Lacroix seine Pläne gegen Johann Wilhelm und Christian August aufgegeben zu haben, nicht zuletzt deshalb, weil der Bischof von Raab, Christian August, inzwischen zum Kardinal und dann zum Erzbischof von Gran, also zum Primas von Ungarn, ernannt worden war und infolgedessen Köln verlassen hatte. Lacroix suchte sich andere Opfer, u. a. den Fürsten von Salm auf Schloß Anholt, den er 1711 überfiel, entführte und ihm riesige Werte raubte. Diesmal mußte Ludwig XIV. Lacroix sowohl wie seinen Sohn festnehmen lassen, weil die allgemeine Entrüstung zu groß war und Preußen mit Repressalien drohte. Vater und Sohn scheinen etwa ein Jahr auf der Bastille gefangen gewesen zu sein. Nachdem er die Freiheit wiedererhalten hatte, setzte er das alte Treiben fort und suchte sich vor allen



Dingen an der Stadt Köln zu rächen, doch waren seine Angriffe nicht mehr so gefährlich wie eine frühere Beschießung Kölns durch ihn, wobei in der Stadt durch Brandkugeln Feuer ausgebrochen war. Erst von 1713 ab trat am Niederrhein Ruhe ein, Lacroix verschwand im Dunkeln, aus dem er vor etwa einem Vierteljahrhundert aufgetaucht war.

Es muß im Zusammenhang noch eines französischen Attentates gedacht werden, das sich gegen den Bruder Johann Wilhelms richtete, den Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig, Bischof von Breslau. Dieser Überfall wurde nicht von Lacroix geleitet, sondern von einem anderen Parteigänger, einem Deutschen namens Kleinholz, und fand in Schlangenbad im Taunus in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1709 statt, und es gelang den Attentätern, den Fürsten sowie seine Begleitung wegzuschleppen, wobei einige Freunde und auch einige der Attentäter fielen. Die Rauentaler Bauern überfielen jedoch den Zug der Gefangenen und ihrer Entführer im Walde bei Rauental, besiegten die Franzosen und befreiten die Gefangenen. Dabei mußten 9 Franzosen das Leben lassen, Hauptmann Kleinholz selbst war schon beim Überfall des Fürsten in dessen Schlafzimmer durch Franz Ludwig selbst niedergeschossen worden.

Die vielen französischen Attentate, die gegen Johann Wilhelm geplant waren, bewei-

sen, wie sehr er der französischen Politik im Wege stand. Er war ein erbitterter Feind Ludwig XIV., er war die Seele des Widerstandes gegen ihn, er war es, der viel zum Bündnis Englands mit Holland und dem Reich beigetragen, er war es, der die Einigung der deutschen Fürsten mitherbeigeführt hatte. Wäre er nicht ein so energischer und unbestechlicher Freund der deutschen Sache und des Kaisers gewesen, wäre er den mehrfach versuchten Lockungen Ludwigs XIV. zum Opfer gefallen, wie etwa Josef Clemens und Max Emanuel, so wäre der deutsche Westen wohl an Frankreich gefallen, und die Pläne Ludwigs XIV., die letzten Endes darauf hinausgingen, den deutschen Kaiserthron durch einen Bourbonen zu besetzen, wären verwirklicht worden. Daß dies nicht geschehen, ist das Verdienst des von der Geschichtsschreibung lange verkannten Düsseldorfer Jan Wellem. So ist das würdige und würdevolle Reiterdenkmal auf dem Marktplatz zu Düsseldorf nicht nur ein Wahrzeichen der Stadt, sondern ein Wahrzeichen der bedeutungsvollen kaiser- und reichstreuen Haltung dieses Kurfürsten, dem nicht nur die Stadt, in der er geboren war und sein Leben verbrachte, ein dankbares Andenken mit Recht bewahrt, sondern der auch eine dankbare und ehrenvolle Erinnerung in der Geschichte Deutschlands verdient.

„Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen; ihr Gesetz bleibt immer das Kurze und Runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb, und überlaß Gott die Entscheidung.“

Ernst Moritz Arndt

## Fische im Rhein



Der Aalschokker des letzten Berufs-Fischermeisters Johannes Geuenich bei Mönchenwerth/Niederrhein

Und durch unsere Landschaft, unsere Heimat, in breiter Niederung wohligh gelegen, wälzt sich der Rhein nordwärts dem Meere zu. Städte, große und kleine, Dörfer dazu, schauen rechts und links zu ihm herab. Wiesen und Felder begleiten ihn, und die hohen Weiden und die Pappeln spiegeln sich in seinen Wassern. Wenn mit hellem Trompetenschrei in wunderschöner Kiellinie im Herbst die Kraniche südwärts über ihnen zu den Pyramiden reisen, dann wirbelt der Wind die welken Blätter von den Bäumen herab, und goldenen Talern gleich tanzen sie in breiter Bahn dann auf den kleinen Wellen, da die einen sie weiter an die anderen geben, bis sie alle still

und ohn' Aufhebens nach getaner Pflieht mählich in die Tiefe sinken.

Dort ist das Reich der Silbriggeschuppten, dort sind die Flossenträger im heimischen Strom zuhaus. Längst dahin sind zwar die Zeiten, da der Rhein zu den gesegneten Flüssen Europas gehörte, längst vergangen sind die Jahre, wo Berufs- und Sportfischer hier reiche Beute machten und mit übervollen Netzen und auch Händen hier aus den Fluten ihre Beute hoben. Schon lange wurde aus dem freien Strom der in ein vorgeschriebenes Bett gezwängte Kanal. Die Altwässer, günstig als Abreichplätze, günstig als planktonreiche Aufzuchtstätten für die Brut, verschwanden immer mehr. Tagaus, tagein fahren auf dem breiten Rücken vollbeladene Schiffe zu Berg, zu Tal, und mitleidlos wirft in den Frühlingsmonden der Wellenschlag der Schrauben und der Schaufelräder ohne Erbarmen Laich und Jungfische an das Ufer, wo sie allesamt vertrocknen. Öle und sonstige Abwässer tun das ihre. Kurz, es sind der Ursachen viele, die oft unvermeidlich den Fischrückgang verschulden.

Aber dennoch bergen die Fluten noch immer eine gewichtige Zahl von Arten und Formen, und das wundersame Wirken eines schöpfenden Geistes zeigt sich auch hier einst wie heute. Aus dem Ozean kommend, aus dem Saragossameer, nicht weit entfernt von den Antillen, steigen die Älchen den Strom hinauf. Aber wenn sie in langen, schmalen Bändern am alten Schloßturn zu Düsseldorf vorüberwandern, dann haben sie schon eine abenteuerliche Reise hinter sich. Als weidenblattähnliche Gebilde, die so garnicht an ihre schlankgebauten Eltern erinnern, wurden sie in den unendlichen Tangrasen unfern Amerikas Küste geboren. Zehn Zentimeter groß waren sie zu jener Zeit, glashell und durchsichtig. ein mehr denn merkwürdiges Gebilde, und ostwärts ging ohn' Aufhören die Reise Europas Gestaden zu. Immer aalähnlicher ward ihre Gestalt, bis sie dann, das Fressen kannten sie noch nicht, zu Beginn ihres vierten Lebensjahres in die Flüsse hinaufstiegen, um endlich in Teichen, Lehmkuhlen und stillen Seen ihre vorläufige Bleibe wohl zu finden. Hier wachsen



**Die Fischer Geuenichs bei ihrem schweren Handwerk auf dem Rhein**

sie ab, hier ist nun ihr Revier. Doch keineswegs für immer. Von neuem packt sie die große Unrast. Von neuem hebt, da ihre Zeit gekommen, das Wandern an. Wenn der Holunder blüht, dann zieht der Frühling von hinnen, und der erste Zug dieser Wanderer zwischen zwei Welten zum Meere hebt nun an. Ein zweiter folgt im Herbst, ehe die Novembernebel alles in ihre grauen Tücher schlagen. Den gleichen Weg, den sie einst kamen, kehren sie zurück. Sich paarend, neues Leben schaffend, sinken sie sterbend nach erfüllter Pflicht tot auf den Meeresboden, weit und fern im westlichen Atlantik.

Lachse, feist und schwer und stark, steigen im Lenz aus dem Meer stromauf, um in den klaren, kalten, kiesligen Gründen des jungen Rheins zu laichen. Ausgehungert, abgemagert, denn sie nehmen auf dieser beschwerlichen Bergfahrt keinen Bissen zu sich, von Wunden bedeckt, die in eifersüchtigen Kämpfen die Männchen sich holten, zerfetzt von den scharfen Schründen des Gesteins, unweit der Alpen, so treiben sie mehr tot denn lebendig nachher dem Ozean wieder zu. Schlimmer noch ergeht es den Flußneunaugen, die oft schon im Herbst aus der Nordsee kommend aufwärts schwimmen, um im Frühling im süßen Wasser sich dann zu finden. Auch hier ist die Hochzeit ihres Daseins Höhepunkt. Sie sterben nach er-

folgter Paarung, und talwärts treibend hängen die Männchen festgesaugt an ihren Weibchen. Im April bis in den Juni, oft noch etwas früher, ist der Maifisch in Mengen hier zu treffen, und 100 000 bis 200 000 Eier legt ein jedes Weibchen ab. Dann kehren sie wieder um, denn auch ihr gewohnter Lebensraum ist der gleiche, wie der der Vorgenannten, wie der unserer Flunder, die manchmal bis zum Main hin wandert.

Frühling am Rhein! Das ist die Zeit, wo auch die mehr denn zwei Dutzend verschiedenen heimischen Fische, abgesehen vom drei- und neunstacheligen Stichling, der richtige Nester baut, abgesehen von den Bitterlingen, die die Malermuschel, sorgsamst ausgesucht, als Kinderwiege für überaus passend befinden, wahllos ihre Eier, ihren Samen spenden, damit die Art nicht vergehe. Das sind die Flußbarsche, mit ihrem festen, weißen und so leckeren Fleisch, deren Weibchen rund 300 000 Eier absetzen, das sind die nicht minder wohl-schmeckenden Zander, die an Rogenreichtum ihren Verwandten nicht nachstehen. Das sind die Meerforellen, die Karpfen, die bis 700 000 Eier bringen, die Karauschen, die etwas süßlich schmeckenden Schleien, die grätenreichen Barben, deren Eier von Mai bis Juli vielerorts giftig sind. Es folgen die Rotaugen und Rotfedern, als Backfische bestens bekannt. Hier tragen die Männchen gleich denen der Schleien



**Auf dem Aalschokker des Fischermeisters Johannes Geuenich bei Mönchenwerth/Niederrhein**

12 einen Laichausschlag. Es folgt der große Räuber Hecht, der meist schon im Vorfrühling seine 100000 gallertigen Kügelchen einem günstigen Stern zur Weiterentwicklung anvertraut. Vergessen seien auch die Brachsen, die Nasen und die Döbel nicht. Vergessen wollen wir auch nicht die Spender der künstlichen Perlen, die Ukeleien, geräuchert als Alfen sehr geschätzt, gleich den flinken Elritzen, die unter dem Namen Salzrumpchen oder Maipiere trotz ihrer Kleinheit am Niederrhein mancherorts als Leckerbissen gelten. Erwähnt müssen der Vollständigkeit halber werden: die Wetterpropheten Schlammpeitzger und Steinbeißer, dann der Kaulbarsch, die Groppe, die Aalraupe, der Gründling, Strömer, Güster und das Moderlieschen. Das alles sind kleine Wichte, deren Lebenszweck allein zu sein scheint, als Magenfüllsel, als Köderfisch für all die anderen nur zu dienen.

Fische im Rhein! Über dem glitzernden Bande fort reisen die Gefiederten im Herbst,

die einen Sommer lang längs des Stromes ihre Lieder sangen. In seinen kühlen Fluten, darin die weißen Haufenwolken so schön sich spiegeln, wenn glatt die Fläche ist, und der Wind sich schlafen legt, hausen die Glitzerndgeschuppten, und ihr Reich ist die Tiefe, das flache Gestade, je nach Art und Lebensform. Friedvoll, behäbig die einen, räuberisch mit schnellem Muskelspiel, das sind die anderen. Zwischen den Ufern, von der einen zur anderen Seite, ist ihr Revier, ist ihr Lebensraum vom ersten bis zum letzten Tage. Ein Meilenstein, ein Haltepunkt im Dasein nur bedeutet er für die anderen, die aus dem Ozean kommen und wieder zum Meere reisen, ungeschriebenen Gesetzen gehorchend. Aber sie alle sind Geschöpfe des Stromes, der unserer Heimat, da sich hoch und weit der Himmel darüber wölbt, da mit silbriggrauen Schleiern die Ferne geheimnisreich verhangen ist, ihren teuren Namen gab.

\*

Auf dem Teich, dem regungslosen,  
Weilt des Mondes holder Glanz,  
Flechtend seine bleichen Rosen  
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,  
Blicken in die Nacht empor;  
Manchmal regt sich das Geflügel  
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken:  
Durch die tiefste Seele geht  
Mir ein süßes Deingedenken,  
Wie ein stilles Nachtgebet.

Nikolaus Lenau

\*

# Drei Anekdoten um Peter von Cornelius

## I.

Bei der großen Rheinüberschwemmung im Jahre 1784 wurde das schmale, engbrüstige Haus in der Kurzen Straße stark in Mitleidenchaft gezogen, so daß die Bewohner es räumen mußten. Die Altstadt war schon oft von dem Vater Rhein allzu stürmisch in die Arme genommen worden, aber diese Umarmung, die er sich damals mit dem geliebten Düsseldorf leistete, war denn doch so heftig und beängstigend gewesen, daß sie sich tiefer und nachhaltiger in das Gedächtnis der Düsseldorfer eingepägt hat, als alle vorhergehenden. Denn der Rhein, der schon vor Neujahr bei der Stadt zum Stehen gekommen und fest zugefroren war, blieb in des Eises Umklammerung bis Ende Februar. Da brach plötzlich in der Nacht vom 28. Februar der gefesselte Strom nicht nur die Eisdecke, sondern auch mit wiedergewonnener, wilder Kraft die Dämme bei Himmelgeist. Gewaltige Wassermassen fluteten von dort her in die Stadt und stiegen bis an die ersten Stockwerke. Eine furchtbare Katastrophe schien unvermeidlich, panikartig suchten die Bewohner der am meisten bedrohten Stadtteile Hab und Gut und Leben zu retten. Aber da brach auch der Heerdter Damm und dadurch wurde die Stadt vor der fast für unvermeidlich gehaltenen Zerstörung bewahrt.

Auch der Maler und Akademie-Inspektor A l o y s C o r n e l i u s mußte mit seiner Familie vor den Wasserfluten aus dem Hause Kurze Straße 15 flüchten, die es schwer bedrohten, und dabei wurde der noch nicht ein halbes Jahr alte Peter als wohlverschnürtes Bündel aus einem Fenster des ersten Stockwerkes in einen vor der Haustür schaukelnden Nachen herabgelassen; denn das Wasser stand so hoch im engen Hausflur, daß die winkelige Treppe nicht mehr passierbar war. Also das Pitterke schwebte vom Himmel hoch herabkommend wie Mahomets Geist über den Wassern; hilfsbereite Nachbarn im schwanken Kahn streckten die Arme hoch und schnappten und faßten glücklich das kleine schreiende Paket, verstaute es zwischen den sicheren Planken und ruderten damit über die wilden Wogen durch die Kapuziner- und die Flingerstraße zur Akademie- und Hafenstraße, wo von nun an die Familie



Peter von Cornelius

Cornelius in der alten Akademie, der heutigen Feuerwache, Wohnung nahm und behielt.

Hier leistete das Pitterke dem Vater schon als fünfjähriger Knabe allerhand Malerdienste und putzte mit größtem Interesse und Verständnis des Vaters Pinsel und reinigte die Palette, grundierte Tafeln und Leinwand und was dergleichen Malerarbeit mehr ist. Denn der Vater war der richtigen Ansicht, daß ein Maler auch das Handwerk der Kunst und vor allem auch das Zeichnen können müsse, weshalb er denn das Pitterke zunächst fleißig Umriss auf eine Schiefertafel zeichnen ließ. Denn daß das Pitterke ein Maler werden wollte und sollte, das stand von seinen ersten Erdentagen an fest — na, und er ist ja nachher ein sehr berühmter geworden. Über die näheren Umstände und weiteren Ereignisse seines langen und so reich gesegneten Künstlerlebens soll hier nicht gesprochen werden. Es mag nur noch gesagt sein, daß Cornelius' Witwe bei der Einweihung des Corneliusdenkmals im Jahre

1879 das Geburtshaus ihres berühmten Gemahls, dessen dritte Gattin sie war, besucht hat. Sie war übrigens, wie ihre beiden Vorgängerinnen, eine Italienerin und hieß mit Mädchennamen Theresia Giampieri, gebürtig aus Urbino.

## II.

Der „Schreibermeister“ Fischer, der vor rund einhundertsechzig Jahren in einem Hintergebäude der Berger Straße in der Altstadt zu Düsseldorf Schule hielt, huldigte nicht gerade modernen pädagogischen Ideen und Methoden, doch war sein Unterricht recht gut, und seine kleinen Abc-Schützen lernten auch so das Lesen und Schreiben. Als Strafmittel wendete er ganz besonders eigenartige an. So kriegten die, die nicht flott ihr Pensum herunterlesen konnten, eine riesengroße Brille auf die Nase geklemmt und sahen damit zur Freude ihrer Mitschüler ganz verwünscht komisch aus. Die, die als Struwelpeter in die Schule kamen oder gar kleine Mitbewohner in ihren ungepflegten Haaren hatten, mußten sich eine mächtige Perücke aus Pferdehaaren aufsetzen lassen, was natürlich den andern mehr Spaß machte als ihnen selbst. Solcher Straf- und Abschreckungsmittel hatte der Lehrer allerhand ersonnen, darunter auch eine kleine Holztafel, auf der ein Esel aufgemalt war. Diese bekamen die ganz Faulen und Unnützen eine Stunde lang umgehängt, und der Gebrauch war so reichlich, daß schließlich das schöne Eselbild ganz verwischt und kaum noch zu erkennen war.

Und so sagte der Lehrer eines Tages zu dem kleinen Pitter, dessen Vater ein Maler war und der selbst auch schon malte, wenn auch noch nicht sehr schön, so doch schon viel, viel besser als die andern Radschläger, die viel größer und älter waren als er —, also der Lehrer Fischer sagte: „Hör mal, Pitter, du bist doch ein Maler, könntest du nicht mal einen neuen Esel auf das Täfelchen malen?“ Oh, das war dem Pitterke schon recht, er sagte stolz ja und malte zu Hause, allerdings unter Mithilfe seines Vaters, einen recht reputierlichen Esel auf das Schand- und Straftäfelchen. Als er nun das Meisterwerk in die Schule brachte, da liefen alle Jungens staunend zusammen und schrien wild durcheinander: „Kiek eens, dat hett dat Pitterke jemaalt!“ Das machte den kleinen Peter nun außerordentlich stolz, und als ihn nun gar der Herr Lehrer zur Belohnung obenhin auf den ersten Platz setzte, da wurde

der Junge ganz außer sich, trieb, als der Lehrer gerade nicht in der Schulstube war, allerhand Allotria, warf sogar mit Tintenfässern um sich — kurz, er gebärdete sich wie wild. Da kam aber der Lehrer zurück, und als er die Bescherung sah, da zupfte er den jungen Künstler derb an den Ohren und sagte: „So, Pitter, du hast den Esel gemalt, du sollst ihn auch als erster tragen!“ Damit hing er ihm sein Meisterwerk um den Hals und setzte ihn auf den letzten Platz, ganz unten hin, und die Jungens lachten ihn aus und sagten „Esels-Pitter“ zu ihm.

Damals ahnten weder der Lehrer, noch die Mitschüler, noch das Pitterke selbst, daß er mal ein großer und berühmter Maler werden würde, daß ihm einmal ein großes Denkmal in Düsseldorf errichtet, und daß der schönste Platz der Stadt Düsseldorf nach ihm benannt werden würde, weil die Stadt stolz war auf ihren in aller Welt berühmten Sohn, den Cornelius Pitter, den Peter Ritter von Cornelius. Da in diesem Jahre gerade der Tag zum einhundertsechzigstenmal wiederkehrt, an dem er hier im Haus „Zum Feigenbaum“ in der Kurzen Straße geboren wurde, so mag diese kleine Geschichte aus seiner Schulzeit wiedererzählt sein, wie er sie selbst als Achtzigjähriger schmunzelnd zum Besten zu geben pflegte, wobei ihm leicht passierte, daß er auf echt düsseldorffisch „mich“ statt „mir“ sagte, denn das hat ihm der Schreibermeister Fischer trotz Riesenbrille und Eselstäfelchen nie so ganz beibringen können, daß es heißt: „Der Lehrer hat mir das Täfelchen mit dem Esel umgehängt“, sondern ihm klang es ebenso richtig und schön: „Er hat mich das Täfelchen mit dem Esel umgehängt“. Wenn man so berühmt ist, wie er es später war, und wenn einen der König gar zum „Ritter von“ gemacht hat, dann darf man sich so was schon erlauben.

## III.

Cornelius selbst fand im vorgerückten Alter noch, wenn er davon erzählte, daß der Schulunterricht, den er bei seinem ersten und einzigen Schulmeister genossen, ganz gut gewesen sei. Offenbar stellte er keine allzu großen Ansprüche an das, was man Schreiben, wenigstens was man orthographisch, richtig schreiben nennt, und es ist merkwürdig, daß dieser später so berühmte Maler, der unbestreitbar auch ein innerlich gebildeter Mensch und tiefer Denker war und außer der deutschen Sprache auch die französische und italienische be-

herrschte, zeitlebens mit der deutschen Rechtschreibung auf erbittertem Kriegsfuß gestanden hat, was ihm übrigens selbst bewußt war, und was er oft mit tragikomischer Resignation zugab. Er hat bekanntlich berühmte Kollegen auf diesem Gebiet: Blücher, Wrangel, den Alten Fritz und andere.

Als Beispiel für diesen auffallenden Mangel an Befähigung, richtig deutsch zu schreiben, diene ein Brief, den der junge Maler im Alter von 20 oder 21 Jahren an seinen Busenfreund Flemming in Neuß, „Raphael“ an „Plato“ — so nannten sich die schwärmerischen Jünglinge gegenseitig — geschrieben hat: „Hast du doch keine Ursache, dich zu härmen schreitet doch ein Freund den du dir Selber rettetest (der dich unendlich liebt) zur Seite? wie manche edle Taht bezeichnet nicht den noch kurzen Weeg, den du gewandelt; und nicht mit dem Herten zahltes du, das durch schweren Kampf errungene Wissen, dessen Regionen dein strebenter Geist, nun balt freyer durchheilen wirst, und hast du nicht ein Hertz das gern Schmerts und Wonne mit dich theilt?“ Aus derselben Zeit stammt ein Brief von ihm an den Universitätsbuchhändler Baedeker in Essen, der mit dem Wort „Hochgeschetzter“ beginnt und mit „ergebens“ endet. Wenn auch der Meister in späteren Jahren sich einer etwas besseren deutschen Schreibung befleißigte, so hat er doch niemals eine Sicherheit über mir und mich, Sie und Ihnen erlangt. Selbst im Alter sind dem damals weltberühmten Meister, der längst Dr. Ritter v. Cornelius hieß und mit Königen befreundet war, Schnitzer wie die unterlaufen: mögte statt möchte, emphele statt empfehle usw.

Daß seine Gattinnen, die alle drei Italienerinnen waren, die deutsche Sprache verkaunderwelschten, ist ja nicht zu verwundern und erregte oft Heiterkeit. Der große Joseph von Görres, der „berühmte Sprecher der Nation gegen das Franzosentum und die darauf folgende Reaktion und Sprecher der katholischen Deutschen“, der mit Cornelius und seinen Malern in München viel Verkehr hatte, erzählt darüber: „Seine Frau versteht das Teutsche so vortrefflich zu verrömern, daß man sich tollachen möchte: Mina Manna geht um halba Nina auf die Glypotheka — antwortet sie, wenn die Leute nach ihm fragen.“

Doch zurück zu Cornelius selbst, der, was wenig bekannt ist, in seiner Jugend auch das Dichten übte unter dem Einfluß des von ihm über alle Maßen verehrten Schiller. Es mag als Beweis dafür, wie innig und tief er trotz der geringen Schulbildung, die er erhalten hatte, dachte und fühlte und wie es ihm gelang, sein echt deutsches Empfinden auch ohne „Schulweisheit“ in eine schöne Form zu fassen, eins seiner Gedichte hier wiedergegeben sein. Es war an seinen Busenfreund Flemming gerichtet. Der Anfang lautet in berichtiger Schreibung:

Dort von den Hügeln  
Tönt der Gesang  
Auf Zephyrs Flügeln  
In fröhlichem Klang.  
Tönet hernieder  
Liebliche Lieder,  
Tönet zum Tale das Ufer entlang!

Es eilet herunter  
Durch Hügel und Tal  
Heiter und munter  
Der Widerhall.  
Doch lieblich und leise  
Erstirbt's im Geleise  
Wie fernes Gemurmel vom Wasserfall.

Der Kölner Staufener Verlag beglückte uns mit zwei prächtigen Publikationen: Joseph M. Velter: „Die Menschenmühle“, Roman eines sowjetrussischen Arztes, und Maria Müller-Gögler: „Beatrix von Schwaben“.

Während Velter die Schritte in die blutige Jetztzeit des Sowjet-Paradieses lenkt, führt uns Maria Müller-Gögler in die Kämpferzeit der Staufern und Welfen zurück.

Beide Bücher hat der Staufener-Verlag geschmackvoll gestaltet und gut gebunden herausgebracht.

Velter versteht es mit gewohnter Meisterschaft, das schier unerschöpfliche Thema russischen Denkens und russischer Brutalität zu behandeln. In echt dramatischer Weise schildert er die Leiden und seelischen Qualen zweier Menschen, die schicksalhaft verbunden einen Lebensweg gehen wollen, die aber in teuflischer Weise aufgespürt und voneinander gerissen werden. Und über abenteuerlichen Wegen und nach übermenschlichen Anstrengungen vollenden sie doch noch das Ziel des Entkommens aus dem unmenschlichen Reich. Bei aller Grausamkeit des Dargestellten, und bei dem bunten

Gewirre der Einzelsituationen liest sich das Buch in einer Weise herunter, die in Erstaunen setzt. Es ist eben menschlich-meisterhaft geschrieben und überragt entschieden.

Maria Müller-Gögler gestaltet eine große Zeit aus dichterischem Erleben. Sie geht in forschender Weise getreulich der Historie nach und flechtet in mitteilbarer Art die Kabalen in den blühenden Kranz der Geschehnisse. Es ist eigen um die historischen Romane. Sie atmen durchweg die Schwere der längst dahingegangenen Zeit und besitzen oft kaum etwas von jener duftigen Frische, die sich der Leser wünscht. Hier aber haben wir das schöne Beispiel, das auch den verwöhnten Romanleser anziehen muß. Die klare, unzweideutige Sprache und die unproblematische Entwirrung des schwierigen Geschichtsstoffes des Barbarossa-Zeitalters zeichnen das Buch besonders aus. Der aufmerksame Leser flüchtet für Stunden genußvoll in alte Zeiten zurück, und der Geschichtsfreund hat seine helle Freude an dem seltenen Werk, das von der Tragik der Kaiser-Rotbart-Enkelin erzählt.

Dr. Fritz Kreibom-Kleine



### Der „Große Vorstand“ des Düsseldorfer Schützenvereins — 1435 —

nach einer aquarellierten Federzeichnung von Professor Hans Kohlschein

Von links nach rechts; stehend: Otto Rothaus, Max Heilmann, Fritz Kichniawy, Karl Kobe, Professor Hans Kohlschein.

Obere Reihe sitzend: Jean Aders, Hans Hädeler, Oberst Karl Schnigge, Schützenkönig Franz Liptow, Chef Albert Kanehl,

Georg Spickhoff, Jean Fischer, Heinz Fischer, Toni Hermen, Heinrich Müller.

Untere Reihe sitzend: Hermann Guthmann, Willi Schäfer, Paul Götschenberg.

Vorderer Tisch links: Toni Rudolph, Paul Klees, Hubert Gottschall, Hermann Jacobi.

Vorderer Tisch rechts: Jakob Heikamp, Hermann Blumenrath, Dr. Karl Eitel, Heinrich Biesgen, Heinz Schroer (Rückenbild).

Unseren Düsseldorfer Schützen geht die Heimat, und alles was zu ihr gehört, über alles. Sie haben sich ihr verschrieben und geschworen; sie pflegen ihre Sitten und Gebräuche und treten überall da, wo man es versucht, den Heimatgedanken anzugreifen, als Offizialverteidiger auf. Das liegt nun einmal zutiefst in der urwüchsigen, derben und grundehrlichen Natur des Düsseldorfers begründet. Den Gedanken, daß er das altüberkommene Erbe der Väter aufgeben soll, weist er weit von sich, und das macht seine klare und aufrichtige Persönlichkeit aus. Viele, sehr viele heimatbewußte Schützen stehen unter dem heimatlichen Schützenbanner, stehen hinter ihrem unentwegt und uneigennützig schaffenden „Großen Vorstand“. Was

dieser treffliche Vorstand leistete, ist längst im Ehrenbuch der Düsseldorfer Heimat verzeichnet. Und es war gar kein Zufall, daß unser großer heimischer Meister, Professor Hans Kohlschein, den „Großen Vorstand“ der Schützen in einem Bilde festhalten wollte; und er tat es. Es war die dankbare Anerkennung eines Künstlers, der klug sah, erlebte und niederschrieb. So wird das Bild, eine wunder- und charaktervolle aquarellierte Federzeichnung, auch eingehen in die Düsseldorfer Schützen- und Heimatgeschichte, und wir und unsere Nachfahren werden Freude an dem bedeutenden Meisterwerk haben, so oft wir es im „Schützenzimmer“ des Stadtmuseums zu Gesicht bekommen. Brüder hebt die Büchs', Brüder spannt den Hahn! Es lebe St. Sebastian!